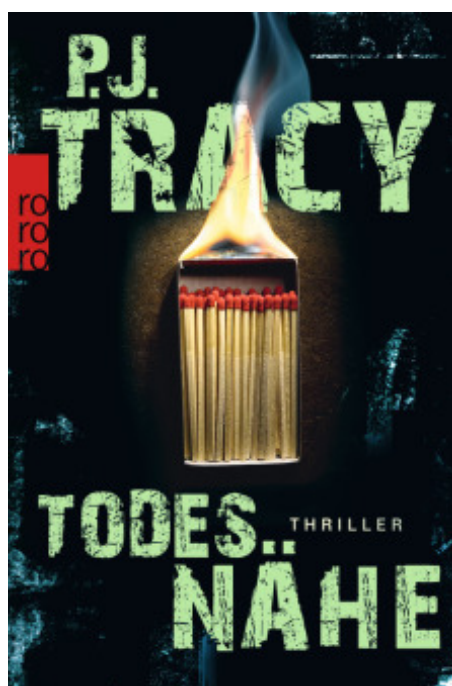


Leseprobe aus:

P. J. Tracy

Todesnähe



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

**P. I.
TRACY
TODES-
NÄHE**

THRILLER

Aus dem Englischen
von Tanja Handels

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel «Off The Grid»
bei Putnam/Penguin Group, New York.

Redaktion Uta Rupprecht

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, März 2014

Copyright © 2012 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg

«Off The Grid» Copyright © 2012 by Patricia Lambrecht
and Traci Lambrecht

Das Zitat auf Seite 9 stammt von Eward Lear,
«Eulerich und Miezekatz», Sauerländer Verlag, Aarau 1978,

und wurde übersetzt von Josef Guggenmoos.
Umschlaggestaltung any.way, Cathrin Günther,
nach einem Entwurf von David Hauptmann,
Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich
(Abbildung: plainpicture/Schiesswohl)

Satz Thesis Antiqua, PostScript, PageOne,
bei Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 499 25919 7

TODESNAHE

KAPITEL 1

Manchmal war das Wasser so glatt wie eine Glasscheibe, und das Boot lag darauf wie ein weißes Blatt auf einer Tischplatte. Reglos, ohne jeden Laut. Dann wieder, vor allem, wenn sie irgendwo festgemacht hatten, brachte die Flut eine Welle heran, die das Boot aus dem Wasser hob wie einen Achterbahnwagen vor der großen Talfahrt. In besonders seltenen Nächten schließlich war das Meer vor den Keys wie eine sanfte Wiege, und das waren die Nächte, in denen man gefahrlos ein paar Kilometer vor der Küste ankern konnte, wo leichte Wellen einen in den Schlaf schaukelten und schmatzend wie Küsse gegen den Schiffsrumpf schwappten. Grace MacBride mochte dieses Geräusch. Sie musste dabei an Harleys Koi-Karpfen denken, wie sie ihr aus der Hand fraßen, damals, bevor sie alle einem serienmordenden Waschbären zum Opfer gefallen waren.

Soweit sie wusste, gab es auf den Keys keine Serienmörder, egal welcher Spezies, und der Beweis dafür lag auf der Hand. Seit Monaten war Grace jetzt schon hier, ganz ohne Reitstiefel, schwarze Jeans, langen schwarzen Mantel und Waffe am Gürtel, und sie war immer noch am Leben. Am zweiten Tag schon hatte die feuchte Hitze sie in den nächstbesten Laden getrieben und in das erste Sommerkleid und das erste Paar Sandalen ihres Lebens, und irgendwie hatte diese äußerliche Veränderung auch etwas in ihrem Kopf verändert, hatte die Angst, mit der sie seit Ewigkeiten lebte, einfach geschluckt. Nackte Beine und nackte Füße: das ein-

zige Mittel gegen die Paranoia, das ihr bisher nie in den Sinn gekommen war.

Armer Magozzi. Der Mordermittler aus Minneapolis war der einzige Mann, dem sie je ihr Herz geöffnet hatte, einen ganz kleinen Spaltbreit zumindest, und er hatte sich so viel Mühe gegeben, sie so weit zu bringen, dass sie ohne Waffe aus dem Haus gehen konnte. Und jetzt stellte sich heraus, dass ein Sommerkleid genügte, und von heute auf morgen war das Ziel erreicht. Zum Sommerkleid konnte man kein Pistolenhalfter tragen. Das sah einfach unmöglich aus.

Ganz geheuer war es ihr ja nicht, dieses neue Leben, in dem die Naturgewalten regierten und die Menschen sich einfach davontragen ließen. Wenn der Wind das Segelboot vor sich hertrieb, blieb einem gar nichts anderes übrig, als die Kontrolle abzugeben, und das hatte Grace zunächst Angst gemacht. Seit sie denken konnte, war Kontrolle für sie der Schlüssel zum Überleben, krampfhaftes Wachsamkeit für jedes kleinste Detail das einzig Sichere. Das Segeln hatte sie davon befreit. Hier draußen gab es keine verdächtigen Geräusche, keine Räuber, keine Mörder, keine plötzlichen Bewegungen, die man aus dem Augenwinkel wahrnahm und vor denen man sich in Sicherheit bringen musste. Nur die endlose Weite von Meer und Himmel, und im Wind der ständige Geruch nach Salz.

Morgens beim Aufwachen verschwendete sie keinen Gedanken an die zahllosen Gefahren, denen sie ausgesetzt sein würde, sobald sie das Haus verließ, und abends sank sie auf ihre schmale Kojen unter Deck und fiel in einen tiefen Schlaf, frei von den Albträumen voller Angst und Mord und Blut, das unschuldigen Frauen an den nackten Beinen herunterlief. Und diese exotische Erfahrung, ohne Angst zu

sein, so wie ein ganz normaler Mensch mit einem ganz normalen Leben, verdankte sie John Smith.

Er war FBI-Agent, zwanzig Jahre älter als Grace, ein humorloser Einzelgänger, für den es im Leben nicht viel mehr gab als seine Arbeit. Drei Monate zuvor hatte er den Auftrag erhalten, zusammen mit Grace' Software-Firma Monkeewrench und der Polizei von Minneapolis in einer Internet-Mordserie zu ermitteln.

Eigentlich waren sie einander dabei nicht besonders nahegekommen; es wäre zu diesem Zeitpunkt sogar weit übertrieben gewesen, von einer Freundschaft zu reden. Trotzdem: Als John sie aus heiterem Himmel fragte, ob sie mit ihm zum Segeln in die Karibik fahren wolle, hatte Grace ja gesagt. Warum, das wusste sie bis heute nicht recht. Schließlich war seine Einladung nicht gerade eine Sternstunde der Überredungskunst gewesen.

Ich habe ein Boot ... Und wenn ich wieder in Washington bin, werde ich mein Boot nehmen und einfach losfahren ... Wollen Sie mitkommen?

Eine völlig absurde Frage. Wer stieg schon einfach so aus seinem Leben aus und begleitete einen praktisch Wildfremden auf sein Segelboot? Aber als er die Frage stellte, war Grace einer der wenigen glücklichen Momente in einer ansonsten fürchterlichen Kindheit eingefallen: der Abend, an dem eine erschöpfte, liebelose Pflegemutter sich darauf eingelassen hatte, ihr eine Gutenachtgeschichte vorzulesen.

Eulerich und Miezekatz stiegen ins Boot ... In ihrem Boot, wie Erbsen so grün, fahren sie unter den Sternen hin ... Drauf fahren sie weiter und immerzu fort, ein ganzes Jahr, zu jenem Ort, wo der Bim-Baum wächst ...

Für das traurige kleine Mädchen hatte die Vorstellung, einfach so aus dem eigenen Leben davonzusegeln, einen

unwiderstehlichen Zauber gehabt. Vielleicht hatte Grace sich ja deshalb auf Johns Vorschlag eingelassen.

Manchmal, wenn die Wellen sie so sanft wiegten und die Welt so friedlich war, erlaubte sie sich, das zu vermissen, was sie zurückgelassen hatte. Nicht unbedingt Minneapolis, ihre Kollegen bei Monkeewrench dafür aber umso mehr. Sie hatten mit Computern ein Vermögen verdient, indem sie Software für den Schulunterricht und Programme zur Verbrechensbekämpfung geschrieben hatten und auch ein Computerspiel, das – ohne dass die es beabsichtigt hatten – etliche Menschen das Leben kostete. Doch für Grace war die Arbeit die Rettung und ihre drei noch lebenden Geschäftspartner eine Familie.

Computer hatten den Vorzug, absolut berechenbar zu sein. Man gab die korrekten Informationen ein und erhielt das erwartbare Ergebnis. Zwei plus zwei ergab vier. Immer. Bei Menschen war das nie so. Grace vermisste die Sicherheit ihrer Arbeit, vor allem aber vermisste sie ihre Freunde. Die mondäne, modeverrückte Annie Belinsky, den massigen, vollbärtigen, tätowierten und lammfrommen Harley Davidson und den spindeldürren, warmherzigen Roadrunner, die aktuelle Inkarnation der Vogelscheuche aus dem Zauberer von Oz. Genies, allesamt. Auch Magozzi fehlte ihr, aber an ihn versuchte sie nicht allzu oft zu denken.

Heute Nacht war das Boot eine Wiege, die sanft vor sich hin schaukelte, und das Segel blähte sich leise wie ein in der Sonne trocknendes Laken auf einer Wäscheleine im mittleren Westen. Charlie hatte sich auf der schmalen Koje an Grace' Bein gedrückt, sie spürte seinen Hundeatem an der Haut, und sein leises Schnarchen war eine ganz eigene Musik. All diese Laute und Bewegungen lullten Grace in den Schlaf, so wie immer.

Bis sie den Laut hörte, der nicht dazu passte.

Grace fuhr kerzengerade im Bett hoch, die Ohren angestrengt gespitzt. Sie hörte, wie sich die Segel sanft blähten und die Beschläge im leichten Wind rappelten, doch sie konnte auch verstohlene, vorsichtige Schritte ausmachen. Zu viele Schritte für John Smith, falls ihm nicht in den Stunden, seit sie sich verabschiedet und in ihre Kabinen zurückgezogen hatten, noch ein paar zusätzliche Beine gewachsen waren.

Sie und John waren nicht mehr allein auf dem Boot; das entging auch Charlie nicht, der sich bereits aus seinem Schlafknäuel hündischer Glückseligkeit entrollt hatte, die Nase in die Luft streckte und ein leises Knurren hören ließ.

Innerhalb von Sekunden erlebte Grace' ruhiges Herz von neuem den alles verzehrenden Adrenalin-Kick, auf den sie so gern verzichtet hatte. Es war alles wie früher: Sie war nur noch Instinkt und Körperspannung, ohne jeden Gedanken. Vorsichtig richtete sie sich etwas weiter auf und spähte durch das Bullauge nach draußen.

Dort war alles schwarz, so schwarz, wie es nur draußen auf dem offenen Meer sein konnte, und ihr Blickfeld beschränkte sich auf das winzige Fenster. Trotzdem merkte sie, dass sich an den Schatten, die sie inzwischen so gut kannte, etwas verändert hatte. Es sah aus wie ein an der Reling befestigtes Seil, mit einem improvisierten Knoten, wie ihn kein Seemann, der etwas auf sich hielt, je geknüpft hätte. Das war vorher nicht da gewesen, und es hatte auch jetzt nichts dort verloren.

Grace spürte, wie ihr Herz ein paar Takte schneller schlug und ihr Gesicht vor plötzlicher Hitze zu kribbeln begann. Verflixt! Drei Monate hatte sie jetzt sicher und ohne

Angst verbracht, sich zum ersten Mal in ihrem Leben fast wie ein normaler Mensch gefühlt und das weiß Gott gemessen, so wie ein kleines Mädchen sein erstes Eis. Nun war das alles in Sekundenschnelle dahin, zerstört von denen, die da oben waren, ob sie nun Gutes oder Böses im Schilde führten.

Grace duckte sich wieder auf ihre Koje. Charlie war vom Hab-Acht-Modus in Starre verfallen, und selbst im Dunkeln sah sie, dass er die schwarzen Lippen hochgezogen hatte. «Bleib, Charlie», flüsterte sie ihm ins Ohr und nahm ihre Sig Sauer von dem auf Bootsmaßstäbe verkleinerten Mininachtisch. Während sie lautlos die wenigen Stufen zum Oberdeck erklimmte, ging ihr nur kurz die Frage durch den Kopf, was sie dort wohl erwartete und ob das überhaupt eine Rolle spielte.

Seebeine. Anfangs war ihr der Ausdruck so fremd vorgekommen wie ein exotisches Gericht, doch jetzt, nach den letzten Monaten, wusste sie genau, was man darunter verstand und auch dass sie, Grace MacBride, solche Seebeine hatte.

Umhüllt von fast undurchdringlicher Dunkelheit trat sie auf das Teakholz-Deck, die nackten Beine weit gespreizt, um das Gleichgewicht zu halten, denn selbst leichter Seegang konnte einen ins Wanken bringen, wenn man nicht daran gewöhnt war. Zum Glück stand Grace fest auf ihren guttrainierten Seebeinen, unsichtbar für die Eindringlinge, die dem Sternenlicht nicht trauten. Sie hatten Taschenlampen dabei, die Schwachköpfe, die ihre Absichten nur allzu klar erhellten, Grace aber, solange sie sich nicht vom Fleck rührte, außerhalb der künstlichen Lichtkegel verborgen ließen.

Sie hatten nicht gehört, wie sie die Stufen hinaufgestie-

gen war, und das Boot auch nicht nach weiteren Passagieren abgesucht, wussten also nicht, dass sie da war. Das war gut so; das war sogar ganz hervorragend, sie waren nämlich zu zweit, und um beide zu überwältigen, musste Grace das Überraschungsmoment nutzen.

Früher war die Kleidung immer ihr wichtigster Schutz gewesen: Grundsätzlich schwarz, hatte sie sie vom Hals bis zu den Füßen umhüllt, ihren Körper und ihre Angst verborgen. Nun stand sie hier, barfuß, mit nackten Beinen in einem kurzen Nachthemd, reglos und ruhig und ohne jede Furcht. Was für ein unglaubliches Gefühl!

Ein paar Sekunden lang beobachtete sie die Männer noch, um sicherzugehen, dass es nicht doch nur ein paar harmlose Vertreter waren, die einfach mal mitten in der Nacht auf einem Boot fünfzehn Kilometer vor der Küste vorbeischaun wollten. Dann sah sie, wie sie John packten, sah die Klinge an seiner Kehle aufblitzen, und es war Zeit, den Beobachtungsposten zu verlassen.

Als der erste Schuss fiel, sprang Charlie, der Wunderhund, die Stufen herauf, obwohl sie ihm befohlen hatte, unten zu bleiben. Knurrend, mit gebleckten Zähnen, stand er an Deck, doch Grace hatte den Abzug der schweren Sig Sauer bereits ein zweites Mal gedrückt, und beide Männer bekleckerten das schöne Teakholz-Deck mit ihrem Blut.

«Schon gut, Charlie.» Grace legte dem Hund eine Hand auf den schmalen Kopf und spürte die Angstschauer, die sie vor nicht allzu langer Zeit noch selbst geschüttelt hätten. John Smith seinerseits brauchte beide Hände, um sich wieder aufzurappeln, und als er schließlich stand, musste er sich an der Reling festhalten, um aufrecht zu bleiben. Erst als Grace dicht vor ihm war, sah sie den Blutstropfen an seinem Hals, wo das Messer bereits zugestochen hatte. Sie

tupfte ihn mit dem Finger weg. Er wirkte schwarz im Sternenlicht. «Nur ein Kratzer. Tut mir leid.»

John atmete keuchend durch den Mund, viel zu schnell und viel zu flach, und sein Hals war kalt und klamm unter ihren Fingern. «Großer Gott, Grace!»

Grace ließ die Hand auf seine Brust gleiten und spürte, wie es dort hämmerte. «Tief durchatmen. Ganz ruhig. Sonst kriegst du noch einen Herzinfarkt.»

«Ich bitte vielmals um Entschuldigung, aber das war das erste Mal, dass mir jemand die Kehle durchschneiden wollte. Großer Gott!»

«Setz dich.»

«Nein.»

«Setz dich hin, bevor dir die Beine wegnicken. Was hast du überhaupt hier oben gemacht?»

«Sternschnuppen beobachtet.»

«Ach herrje.»

Sie griff nach einer der Taschenlampen, die auf dem Deck herumkollerten, und leuchtete den beiden Toten ins Gesicht. «Kennst du die?»

John betrachtete die Männer. Dunkle Haare, braune Gesichter, die er noch nie gesehen hatte. «Nein.»

«Was glaubst du? Piraten?»

John senkte den Kopf. Er musste gegen Übelkeit ankämpfen, keuchte immer noch. «Manchmal ... manchmal kapern die Drogenkartelle aus Mexiko Boote für ihren Drogenschmuggel und bringen die Besitzer um.»

Grace hockte sich hin, betrachtete die beiden Toten genauer und machte sich dann daran, ihre Taschen zu durchsuchen. Sie zog ihre Brieffaschen hervor, sah die Ausweise und ein paar Zettel durch, die im Fach für die Scheine steckten, und warf die Brieffaschen dann auf einen Teil des

Decks, der nicht blutverschmiert war. «Das sind aber keine Mexikaner. Sie sind aus Saudi-Arabien, beide mit Studentenvisum.»

John zuckte die Achseln. «Die Kartelle arbeiten bei ihren Drogengeschäften schon länger mit Terrorgruppen zusammen. Die Hisbollah wird in Mexiko langsam zu einer ernstzunehmenden Größe. Und die al-Shabaab mischt von Somalia aus mit.»

Mit einem Kopfschütteln über diese wahnsinnige Welt suchte Grace weiter in den Taschen der Männer, fand aber nur noch ein zusammengefaltetes Blatt Papier. Sie faltete es auf und beleuchtete es mit der Taschenlampe. «Ach du lieber Himmel!» Sie ließ sich auf die Fersen zurücksinken und sah zu John hin.

«Was denn?»

«Das ist ein Foto von dir.»

«Was?» Mit zitternden Händen griff er nach dem Foto und starrte darauf. Nach und nach bebte das Blatt immer weniger, und sein Atem wurde ruhiger, während ihm die Gedanken durch den Kopf schossen wie Versuchsratten durch ein Labyrinth. «Mein Gott! Ich war die Zielscheibe.»

Grace musterte die Männer, die sie gerade erschossen hatte. «Dann sind das Auftragsmörder?»

«Sieht ganz so aus.»

«Wer will dich denn tot sehen, John? Was zum Teufel hast du angestellt?»

«Woher soll ich wissen, wer mich tot sehen will? Das muss ein Irrtum sein.»

«Hast du früher mal gegen ein Drogenkartell ermittelt, das sich jetzt rächen will?»

«Nein, nie.»

«Was ist mit organisiertem Verbrechen? Oder mit der Terrorabwehr?»

«Nein, Grace. Ich war immer nur für Internetkriminalität zuständig, ein reiner Schreibtischtäter, und habe mich den Großteil meiner Laufbahn zu Tode gelangweilt. Letzten Sommer, als ich in Minneapolis war, um mit euch und dem MPD an dieser Internet-Mordserie zu arbeiten, war das einzige Mal, dass ich ein bisschen Action erlebt habe.» John schwieg kurz und lächelte leicht, als hing er einer schönen Erinnerung nach. «Das war toll.»

Grace konnte sich gerade noch zurückhalten, die Augen zu verdrehen. John war damals auf einem Golfplatz in eine Schießerei mit einem Psychopathen verwickelt worden. So was konnte auch wirklich nur ein Mann als den Höhepunkt seiner Karriere betrachten. «Die zwei da haben dich mitten auf dem offenen Meer aufgespürt, John. Sie können dich nur über die Satellitenverbindung deines Rechners gefunden haben.»

John schüttelte energisch den Kopf. «Auf keinen Fall. Das FBI besteht auf eigenen Firewalls, sogar auf unseren Privatrechnern. Da kommt keiner durch.»

Dafür hatte Grace nur ein leises Schnauben übrig. «Bis auf die Chinesen, die Russen und wahrscheinlich noch ein Dutzend weitere Länder, die sich gerade erst warmlaufen. Nehmen wir vorläufig mal an, sie haben dich darüber gefunden. Eine andere Erklärung gibt es nicht. Daran knüpft sich allerdings die Frage, was du mit deinem Rechner getrieben hast, um zur Zielscheibe zu werden.»

«Gar nichts.» Er schüttelte hilflos den Kopf. «Ich habe nur mit der Monkeewrench-Software, die du mir draufgespielt hast, ein paar Islamisten-Websites überwacht. Und selbst wenn die Firewalls des FBI Schwachstellen haben soll-

ten, Roadrunner meinte doch, in eure Software kommt keiner rein.»

«Das stimmt auch. Was machst du mit den Informationen?»

«Ich schicke sie an die zuständigen Behörden, wenn mir etwas Verdächtiges auffällt.»

«Dann arbeitest du also immer noch?»

«Ach was. Aber die Abteilung für Terrorabwehr ist nach all den Budgetkürzungen extrem unterbesetzt. Wir haben einfach nicht genug Leute, um die Kommunikation zwischen terroristischen Gruppierungen zu überwachen, darum helfe ich aus. Anonym.»

Grace zog fragend die Brauen hoch.

«Ich wusste einfach nicht, wie das FBI darauf reagiert, dass ein pensionierter Mitarbeiter Zugang zu dieser Software hat, und wollte nicht riskieren, dass es auf Monkeewrench zurückfällt. Außerdem sind täglich Tausende freie Agenten auf solchen Websites unterwegs, ohne dass gleich jemand versucht, sie umzubringen ... Um Himmels willen, Grace, was machst du denn da?»

Mit dem bloßen Fuß stieß Grace die Leiche des Mannes, der John das Messer an die Kehle gedrückt hatte, vor sich her. «Seebestattung.» Ein weiterer Tritt, und der Tote rollte unter der Reling durch und fiel ins Wasser. Der zweite wog mehr, Grace musste die Hände zu Hilfe nehmen.

Charlie hatte sich neben John gesetzt und den Kopf unter seinen schlaffen Arm geschoben. Beide starrten sie an, als sähen sie sie zum ersten Mal. «Das kannst du doch nicht machen, Grace.»

Sie hielt bereits einen Eimer über die Reling und füllte ihn mit Meerwasser, um das Blut über den Bootsrand zu spülen. «Wolltest du die Leichen vielleicht mit zurückneh-

men und erzählen, was hier vorgefallen ist? Dann kannst du auch gleich einen Aushang machen, dass du noch am Leben bist.» Grace machte das Schlauchboot, mit dem die Männer gekommen waren, von der Reling los und sah zu, wie es auf den Wellen davonschaukelte, um anderswo neue Rätsel aufzugeben.

KAPITEL 2

Die Mädchen drängten sich auf der Ladefläche des Transporters aneinander wie ein Wurf verängstigter Kätzchen. Aimee saß in der Mitte, die langen Arme weit ausgestreckt, um die anderen zu umfassen, sie zu wärmen und gleichzeitig zu trösten.

Die überstürzte Fahrt mitten in der Nacht in diesem kalten Metallgehäuse machte Aimee Angst. Wo brachte man sie hin? Was erwartete sie dort? Die anderen waren so mit Drogen vollgepumpt, dass es ihnen egal war, und zum ersten Mal war Aimee fast froh darüber.

Eine Woche lang waren sie in einem Zimmer eingesperrt gewesen, ohne Fenster, ohne Licht. Man gewöhnte sich an den Raum, an die Dunkelheit, daran, sich über den dreckigen Boden zur Toilette hinzutasten, deren Spülung manchmal funktionierte und manchmal nicht. Nach den ersten paar Tagen fühlte man sich allmählich sicher dort, trotz des ekligen Geruchs und der undurchdringlichen Dunkelheit. Es faste einen zumindest keiner an.

Einer hatte es versucht, hatte sich zu ihnen hereingeschlichen und Little Mouse an den Haaren gepackt, aber dann fiel plötzlich Licht durch den Türspalt, und die anderen zerren ihn wieder nach draußen und stellen irgendwas mit ihm an, bis er schrie.

An dem Abend hatte Aimee lange gebraucht, um die anderen vier zu beruhigen. Sie hatte sie alle in den Arm genommen und ihnen sinnlose Trostworte zugeflüstert, an

die sie selbst nicht glaubte. Mit fünfzehn war sie schließlich die Älteste und für die Jüngeren verantwortlich.

Sie hatte am dritten Tag aufgehört zu essen. Zwei Mal täglich bekamen sie eine Schüssel mit einer Art Haferschleim. Die anderen stürzten sich alle auf den scheußlichen Brei, sobald er durch die Klappe unten an der Tür hereingeschoben wurde, weil sie halb verhungert waren und vielleicht auch weil er sie in einen gnädigen Schlaf versetzte und die Angst vertrieb. Nur Aimee hatte den Verdacht, dass irgendwelche Mittel darin waren, um sie ruhigzustellen, aber sie konnte die anderen nicht abhalten, davon zu essen. Sie waren doch noch so klein und hatten solche Angst. Besser, ihr Bewusstsein wurde von künstlichem Schlaf vernebelt, als dass sie sich mit der neuen Realität auseinandersetzen mussten.

Aimee wusste, warum sie entführt worden waren. Immer wieder hatten die Stammesältesten sie vor den freundlichen Männern gewarnt, die labile Indianermädchen mit großartigen Versprechungen aus den Reservaten lockten, um sie dann auf den Straßen von Minneapolis oder in der Hafenstadt Duluth zu verkaufen. Aber keiner hatte davor gewarnt, keiner hatte je vermutet, dass sie an einem blauen Oktobertag ins Reservat kommen und kleine Mädchen auf dem Weg von der Schule nach Hause von der Straße rauben würden: die zwölfjährige Elizabeth, Taka und Winnie, beide elf Jahre alt, und die süße kleine Little Mouse, die gerade zehn geworden war.

Jeder Moment dieses Tages war Aimee ins Gedächtnis eingeebrannt. Noch immer hörte sie die schrillen Angstschreie, sah, wie die magere Taka wild um sich schlug, bis es dem Mann, der sie festhielt, endlich gelang, ihr das Tuch auf Mund und Nase zu pressen, spürte die Welle grimmiger Genugtuung, als sie selbst die Fingernägel tief in den muskel-

bepackten Arm ihres Entführers schlug, bis er blutete. Einer der Männer war Indianer, die anderen nicht, aber an ihre Gesichter würde sie sich bis an ihr Lebensende erinnern.

Aimee hatte keine Ahnung, ob man sie an ein bestimmtes Ziel brachte oder einfach nur in ein anderes Haus, um die Polizei und alle, die sonst noch nach ihnen suchten, in die Irre zu führen: das FBI und natürlich ihre Eltern, vielleicht sogar der ganze Stamm.

Arme Mama. Armer Papa. Sie sah die beiden ständig vor sich, halb verrückt vor Sorge, das Herz zerfressen von Schmerz.

Sie stellte sich vor, wie sie mit der Stammespolizei redeten und mit dem FBI, vielleicht sogar im Fernsehen unter Tränen flehentliche Bitten hervorstießen, die die Entführer nicht erreichen und mit Sicherheit auch nicht rühren würden.

Aimee hasste diese Männer. Wer sie auch waren, welcher Nationalität sie auch angehörten, was immer ihre Motive sein mochten: Sie brachen liebenden Eltern das Herz, versetzten die unschuldigen Kinder, die Aimee auf dem Schulweg an der Hand hielt, in Angst und Schrecken. Der Hass loderte in ihr, verzehrte für immer die Unschuld ihrer fünfzehn Jahre. Sie wollte diese Männer töten.

Es fiel ihr schwer, den Zorn zu unterdrücken, aber es musste sein; sie musste einen klaren Kopf behalten, bereit sein, denn das war ihre beste Chance. Vielleicht sogar ihre einzige. Sie waren alle nicht mehr gefesselt, auch die Knebel hatte man ihnen abgenommen. Die Schlafmittel machten das unnötig. Und die Männer ahnten ja nicht, dass Aimee ihren Brei seit vier Tagen die Toilette hinunterspülte. Irgendwann musste der Transporter anhalten, dann würde ihr Moment kommen.

Er kam schneller als erwartet. Der Wagen raste um ein paar scharfe Kurven, dann hielt er an und setzte ein Stück zurück. Sekunden später wurden die Türen zur Ladefläche aufgerissen. Zwei Männer mit langen Messern in der Hand zertrten die benebelten Mädchen nach draußen; sie sagten kein Wort, sorgten aber dafür, dass sie die Messer sahen. Dann drängten sie die Mädchen zur Rückseite eines Hauses, und sie schlurften in blindem Gehorsam in einer Reihe dahin, wie es sich für die Zombies gehörte, zu denen sie geworden waren.

Aimee stieg als Letzte aus; sie hielt die Lider gesenkt und ging genau so schleppend wie die anderen. Einer der Männer öffnete den Durchgang in einem Maschendrahtzaun, und Aimee war sich sicher: Sobald sie dieses Tor durchquert hatten, gab es keine Hoffnung mehr, für keine von ihnen.

War es möglich, dass sie nicht hörten, wie ihr Herz hämmerte? Dass sie nicht merkten, wie gespannt, wie bereit jeder einzelne Muskel ihres Körpers war? Zwei Schritte vor dem Tor wirbelte sie herum und rannte die Straße hinunter.

Sie war schwach vom Hunger und vom Mangel an Bewegung, trotzdem hörte sie die Schritte des Mannes, der ihr nachlief, erst, als sie schon um die nächste Ecke war. Sie sagte sich, dass sie jünger und schneller war als er und eine Zuflucht sicher nicht mehr weit sein konnte. Doch die unbekanntenen Straßen lagen verlassen und dunkel da, die Hälfte der Straßenlaternen war ausgefallen, und hinter den Fenstern der schattenhaften Häuser ringsum brannte kein Licht.

Aimee blendete die dumpfen, schweren Schritte hinter sich aus, weil sie ihr einfach zu viel Angst machten. Stattdessen konzentrierte sie sich auf die Sohlen ihrer Turnschuhe, die laut auf den Asphalt schlugen, während sie die Beine immer schneller und schneller bewegte.

Warum passiert mir das? Ist er noch hinter mir? Kommt er näher? Warum ruft er mir nichts hinterher?

Dann begriff sie, dass er schwieg, damit hinter den dunklen Fenstern keiner aufmerksam wurde auf diese Jagd um Leben und Tod unten auf der Straße. Vielleicht waren da ja doch Leute. Vielleicht schliefen sie nur.

Und so fing sie an zu schreien, rannte in die Mitte der Fahrbahn, die Arme so hochgereckt, als wollte sie davonfliegen, und ihre Stimme hallte wider von den stummen Backsteinwänden der umstehenden Gebäude.

Die Brust tat ihr weh. Jeder Atemzug in der guten, frischen Luft brannte ihr wie Feuer in der Lunge, so als würde sie von innen heraus bei lebendigem Leib versengt. Dann sah sie plötzlich ihren Schatten vor sich auf der Straße; das konnte nur heißen, dass ein Wagen hinter ihr war.

Der Transporter, dachte sie und spürte die Scheinwerfer förmlich im Rücken. Sie riskierte einen raschen Blick über die Schulter und sah ein Taxi. Und fing an zu weinen, weil sie endlich gerettet war. Die Tränen flossen ihr in Strömen über die Wangen, trübten ihr die Sicht.

Sie wusste nicht mehr, wie sie auf den Rücksitz des Taxis gekommen war, doch sie spürte, wie das Auto einen Satz nach vorne machte, als der Fahrer Gas gab. Sie brauchte nichts zu sagen, zum Glück, denn ihr Hals war wund vom Schreien, und sie hatte kaum noch Luft übrig. Aber der Fahrer hatte gemerkt, dass sie in Gefahr war, und brachte sie immer weiter und weiter fort von ihrem Verfolger. Aimee spürte das weiche Polster des kunststoffbezogenen Sitzes und lehnte den Kopf daran, schloss die Augen, roch Zigarettenqualm und würzige Wurst.

Ich hab's geschafft, Mama. Ich hab's geschafft, Papa. Ich komme nach Hause.

Schließlich beruhigten sich ihr Herzschlag und ihr Atem ein wenig, und sie bekam genug Luft, um verzweifelt zu flüstern: «Polizei.»

«Klar», sagte der Fahrer, und Aimee schlug die braunen Augen auf. Sie schaute nach vorn in den Rückspiegel und keuchte auf, als sie in das Gesicht des Mannes blickte, der sie im Reservat festgehalten, der ihr das Tuch mit dem beißenden Geruch aufs Gesicht gedrückt hatte, als sie unter dem blauen Oktoberhimmel von der Schule nach Hause ging.